



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fehlert, Joachim Albrecht: Zum deutschen Roman der Gegenwart

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ragender Stelle stehenden Dame zu vollenden, mögen ein paar kleine Erzählungen dienen, die bald nach ihrer zweiten Verheirathung in Paris zirkulierten. Als sie einst die prachtvollen Diamanten der Fürstin Dolgorucki bewunderte und diese meinte, es würde ihr doch ein Leichtes sein, ihren Gatten zum Ankauf eines ähnlichen Schmuckes zu bewegen, erhielt sie die Antwort: „Glauben Sie vielleicht, ich hätte einen Papst geheiratet?“ Und den berühmten Kunstkennner und Agyptologen Denon, der nach einem längeren Aufenthalte im Lande der Pyramiden ein Buch über dieses geschrieben hatte, fragte sie einst, ob er denn auch seinen treuen Freitag mitgebracht habe. Sie verwechselte das Werk des Gelehrten mit dem „Robinson Crusoe“. Man kann verstehen, daß es unter solchen Umständen boshaften Leuten Spaß machte, sich bei der törichten Frau nach ihrer Heimat zu erkundigen, nur um die Antwort zu vernehmen: „Je suis d'Inde“. „Dinde“ heißt aber bekanntlich „Pate“. Talleyrand hatte bei dieser Beschränktheit seiner Gattin gewiß den lebhaftesten Wunsch, sie möge in Gesellschaft den Mund nur zum Essen öffnen, und sicherlich meinten viele, der interessantere Teil ihrer Unterhaltung sei die Sprache der schönen Augen. Und doch brachte die geistig vernachlässigte Frau das alte Sprichwort zu Ehren, nach dem auch eine blinde Henne mal ein Korn findet. Als der Minister seine junge Gattin bei Hofe vorstellte und der Erste Konsul ihr gegenüber die Erwartung aussprach, die jetzige Frau Talleyrand würde das Verhalten der einstigen Madame Grant in Vergessenheit bringen, entgegnete die Harmlose, völlig unbefangene mitten ins Schwarze treffend, sie werde sich in jeder Weise die Bürgerin Bonaparte zum Muster nehmen. Möglich, daß es diese Antwort war, die den Gewalthaber veranlaßte, einst an seinen Minister die Frage zu richten, ob die von ihm zur Gemahlin Erkorrene Esprit habe, worauf der also Interpellirte weniger boshaft — er hätte nicht ganz mit Unrecht antworten können: „Genau so viel wie die Ihre“ — als geistvoll replizierte: „So viel wie eine Rose“.

Wir sehen, die Jahre des Konsulats zeigen gesellschaftliche Typen, die näher zu betrachten sich wohl verlohnt.

Zum deutschen Roman der Gegenwart

Von Joachim Albrecht Fehler



Auf keinem Gebiete künstlerischen Schaffens lassen sich vielleicht so innige Verbindungslinien herstellen mit der Gegenwart als gerade bei dem Roman. Sei es nun der Roman nach der alten guten Auffassung, dem vor allem ein breiter Untergrund in der Umwelt zu eigen sein muß, oder sei es der Roman nach der Meinung der Jüngsten, der nur einen wirren Abriß von Eindrücken, Stimmungen bietet und gerade auf diese Art (allerdings unfreiwillig) ein deutliches Bild der Zeit gibt. Weder in der Malerei, der bildenden Kunst, noch in der Musik liegen die gegenseitigen Abhängigkeiten so klar zutage, wie bei dem Roman, der schon allein durch sein äußerliches Gewand, die Breite, alle richtigen Möglichkeiten dazu enthält. Und auch in Büchern, die scheinbar abseits vom Tage zu liegen scheinen, spielt die Epoche, in der das Werk geschrieben wurde, immer wieder deutlich hinein, äußert

sich in Ansichten, Meinungen, Werturteilen, die immer wieder durchaus abhängig sind von der Gegenwart.

Daß die Jetztzeit nun scheußlich, grauenvoll ist, daran zweifelt heute niemand mehr, der die letzten Jahre über die Augen offen hielt und ein hörendes Ohr für seine Zeit hatte. Man kommt nicht darüber hinweg, sich auch mit der Zeit auseinanderzusetzen, wenn man auf den deutschen Roman der Gegenwart hinweisen will, allzu enge ist die Verbindung und ihr Verständnis bedingt sich gegenseitig.

Gekennzeichnet ist die Epoche, in der zu leben wir das wirklich zweifelhafte Vergnügen haben, vor allem durch ihren schrankenlosen Materialismus. Man versteht recht, Materialismus in der wahren Wertbedeutung, als Anbetung des einen Götzen: Materie. Es wäre völlig falsch, den Krieg allein dafür verantwortlich zu machen, er brachte nur in seinen Folgeerscheinungen den Höhepunkt einer Entwicklung, die sich schon seit Jahrzehnten vorbereitet hatte.

Hand in Hand damit geht eine scheinbar unaufhaltbare innere Auflösung, Zersetzung. Eine Zeit, die so völlig entgöttert ist wie die unsere, brauchte dringender denn je eine starke Hand, nicht nur im Sinne staatlicher Autorität gemeint, sondern vor allem im Geistigen, vielleicht sogar im Religiösen. Mannigfache Spuren solcher Bewegungen lassen sich bereits heute aufzeigen. Eine Sehnsucht geht durch das deutsche Volk, ein schwärmerischer Hang zum Mystischen, Geheimnisvollen. Der Mensch, der sich drückend in die engen Grenzen seines Wesens eingekerkert fühlt, will hinaus über diese Grenzen seines jammervollen Alltages. Es ist durchaus nichts Neues. Auch in der Gegenwart hat es bereits sein Beispiel in Amerika gefunden. Die Heilslehre der „christlichen Wissenschaft“ drüben, die immer mehr Anhänger findet und auch bereits in Deutschland Fuß zu fassen beginnt, spricht deutlich dafür. Nichts anderes ist diese Bewegung, als der Wunsch, ein Gegengewicht gegen den Materialismus zu schaffen. Gerade in der jüngsten Zeit hielten doch in Deutschland einige Apostel der „christlichen Wissenschaft“ Vorträge über ihre neue Glaubensauffassung und sollen damit tiefe Wirkungen erzielt haben. In Berlin befindet sich doch sogar eine Art Niederlassung dieser Jünger, ein „Lesezimmer der christlichen Wissenschaft“ in der Dessauer Straße. Besonders die Frauenwelt zeigt sich für diese neuen religiösen Strömungen empfänglich, gerade jene Frauen des Mittelstandes, die während des Krieges und in der Nachkriegszeit am meisten zu leiden hatten, suchen ihre Zuflucht nun darin; eine Art von Fatalismus hat sich heute mancher deutschen Hausfrau bemächtigt. Eine bedeutsame Erscheinung, die auch hierher gehört, ist das Überhandnehmen okkultistischer, spiritistischer Vorträge in den deutschen Landen. Aus alledem spricht doch unbedingt ein neuer Zug zum Mystischen, Geheimnisvollen.

Und daß gerade diese Zeit, die Gegenwart, in der wir leben, mehr vielleicht denn je, einer starken, aufrichtenden Kunst bedarf, die weite Kreise des Volkes zu erfassen vermag, das leuchtet wohl auch sogleich ein. Vor allem wäre hier der Roman berufen, rettend, aufbauend einzugreifen. Was aber sehen wir, welche Art von Kunst und Scheinkunst wird heute in Massen gedruckt und mit dem Hilfsmittel einer laut trompetenden Reklame verbreitet? In welchem Zusammenhange stehen nun diese neueren Werke vor allem heute mit dem deutschen Volke?

Diese Frage beantwortet sich nahezu von selbst. Und doch gibt es keinen anderen Weg zu einer inneren Gesundung, als den über das eigene Volk.

Viel, sehr viel wird heute geschrieben, wie wenig aber davon ist wertvoll, wenn man es von dem durchaus gesunden und absolut nicht unkünstlerischen Standpunkt (wie von der Gegenseite immer gern mit Spott geltend gemacht wird) beurteilt; inwieweit steht dieses Buch in einem Verhältnis zu meinem Volke, in einem nutzbringenden, aufbauenden?

Zweierlei Bücher kann man unterscheiden in ihrer Beziehung zur Gegenwart. Jene, die sich mit dieser kritisch auseinandersetzen, denn das bedingt schließlich jede Zeitschilderung, und dann jene, die in ihrer Verfahrenheit, in ihrem Suchen nach verschrobener Stoffen, in der Darstellungsart, in ihrer Gesinnung, richtige — traurige Kinder ihrer Zeit sind. Die kniefürzen Röcke einer verhurten großstädtischen Weiblichkeit finden ihren Gegenpol in einer schamlosen, völlig unkünstlerischen Erotik, die ebenso Lockmittel für den Käufer sein soll wie lockender Baden Pracht, und das rücksichtslose Schiebertum unserer Zeit findet ebenso sein literarisches Gegenpiel in Romanen, die sich kühn über alle künstlerischen Bedenken hinwegsetzen, nur auf der Jagd sind nach irgendeinem besonderen Stoff, einer Sensation. Und der sichtbare Erfolg all dieser Machwerke äußert sich dann vor allem in einer verblüffenden Ähnlichkeit mit der durchschnittlichen Filmware, man fragt sich da mit Recht: warum wurde dieser Stoff gerade zu einem Roman „verarbeitet“, ein Film hätte das ebenso gut, ja vielleicht besser getroffen!

Ein besonderes Wort wäre hier wohl auch über den nationalen Roman im allgemeinen zu sagen. Daß der innere Gesundungsprozeß, der heute vor allem anzustreben ist, nur über das eigene Volk erfolgen kann, wurde bereits erwähnt. Nun stellt diese Gesundung, dieser Weg, vor allem eine Einkehr, eine Rückkehr zu den Urbestandteilen alter deutscher Dichtung dar. Was wir heute vor allem von dem deutschen Roman verlangen müssen, ist, daß er *g e s u n d* sei, daß er von einer lebensbejahenden Anschauung getragen werde. Man darf darunter keineswegs eine Einschränkung des Stoffgebietes des deutschen Romans erblicken, alles, jedes Gebiet stehe ihm frei, es ist sicherlich wünschenswert, wenn Verfallserscheinungen unserer heutigen Kultur ihre Former und Gestalter finden, aber gesund sei das Ethos der Romane. Sind sich doch wohl die wenigsten der schreibenden und dichtenden Verfasser bewußt, welche *M a c h t* in ihre Hände gegeben ist und welche *B e r a n t w o r t u n g* eben daraus für sie erwächst. Man sage nur ja nicht, Kunst sei Kunst, habe mit Ethos, Rationalgefühl gar nichts zu tun, die hohle Phrase, die einst so viele auch sonst gesunde Köpfe verwirrte und natürlich aus Frankreich kam. Das berühmte „l'art pour l'art“ gehört heute, gottlob, zu den erledigten Schlagworten. Wann wird man es aber endlich überall begreifen lernen, daß Volkstum und Kunst zwei unlösliche Bestandteile eines Wesens sind, daß jeder Künstler mit seiner Sittlichkeit, seiner Art der Auffassung und Darstellung innerhalb der Grenzen seines Volkstums bleiben muß, soll etwas Ganzes und Wahres daraus entstehen. Den Wahn des Internationalismus, unter dessen Wahn heute leider noch immer der deutsche Arbeiter steht, wollen wir von unserem deutschen Schrifttum fernhalten! *Z u s a m m e l n* gilt es heute die leider so spärlich gesäten gesunden Kräfte im deutschen Volke, kein Pessimismus kann uns da helfen, keine verstandesmäßigen Triumphe, keine erkügelten Hirnarbeiten, der Weg führt einzig und allein über die reine Freude an Menschtum und Welt ins Freie. Das deutsche Volk täte heute mehr denn je, gut daran, wieder zu Goethe und Schiller zurückzufinden, diese

waren doch schließlich auch noch wer, trotz ihrer deutlichen Begrenzung durch ihr Volkstum! Damit sei durchaus keine Nachahmung dieser auch mit ihrer Zeit verbundenen Werke verlangt, sondern nur eine Annäherung an den Geist, dem diese Werke ihr Entstehen verdanken. Der nationale Gedanke, das nationale Ethos vermag es, wie nicht bald eine andere Triebkraft, den Menschen aus den Niederungen seines Alltags, seiner hastenden Sorgen, dem lähmenden Bewußtsein, in einer fürchterlichen Gegenwart zu leben, emporzureißen.

Was heute aber zum größten Teile in „Literatur“ macht, Literatur heißt, das hat meist alle Zusammenhänge mit seinem Volke verloren, ist eine wurzellose Sache der vielen schreibenden Heimatlosen, die sich in den tollsten Sprüngen gefallen, zusammenhängend wie die Kletten, einer des anderen frischgelegtes Ei getreulich begackern und vor allem ihre diebische Freude daran finden, den deutschen Philister zu überraschen, zu entrüsten, und aus diesen Gründen die eigenen Bücher von diesem kaufen zu lassen. Die Fäselei von der Internationale in der Kunst, von allgemeiner Menschenverbrüderung auf diesen Gebieten, ist schon an und für sich stets hohles, unmögliches Geschwätz gewesen, hervorgerufen nur durch die Angst vor dem völkischen Erwachen des Deutschen. Damit er nur ja nicht einmal erkenne, welche ganz und gar minderwertige Gesellschaft ihm seit Jahr und Tag das vormacht, was er Literatur zu nennen gewöhnt ist. Denn der Weg zur Menschlichkeit führt ebenfalls nur über das eigene Volk, solange aber der Haß in dieser Art, vor allem der Haß gegen alles Deutsche, die Welt regiert, so lange haben wir es doch, bei Gott, nicht nötig, die Hand zu lecken, die uns täglich und stündlich ins Antlitz schlägt! Haben es nicht nötig, den fremden Literaturen nachzulaufen und darüber beglückt zu sein, daß wir nun endlich wieder, seit der „böse Krieg“ vorbei, die Schöpfungen französischen Geistes genießen können. Wir brauchen das doch gar nicht! Man soll uns keine Märchen erzählen! Uns nicht noch ärmer machen, als wir ohnehin schon geworden sind. Unverlierbar sind die Schätze deutschen Geistes- und Gemütslebens, niemand kann uns diese rauben, wenn wir selbst sie nicht verschleudern, in einer wahn sinnigen Zerstörungslust in uns selbst vernichten!

Sind wir doch heute schon so weit, daß unsere führenden „deutschen“ Literaturzeitschriften all das mit gallbitterem Spotte abzutun suchen, als unkünstlerisch, tendenziös verhöhnen, was irgendwie eine Gesinnung zeigt oder gar — das größte aller Verbrechen — sich untersteht, auch nur ganz leise völkisch angehaucht zu sein!

Ein müßes, schamloses Leben, wie draußen auf den Straßen, wo Schieber tum und Gemeinheit täglich Triumphe feiern, macht sich heute auch im „deutschen Dichterwalde“, wie es einmal so schön hieß, bis zur Unerträglichkeit gesteigert, bemerkbar.

Die Jünger des heiligen „Dada“ lassen ihr Stottern vernehmen, die Sinnlosigkeit des Expressionismus gräbt sich schon langsam auch ihr eigenes Grab, nachdem diese „Ausdruckskunst“ es völlig verlernt hat, irgend etwas auszudrücken, wohl vor allem deshalb, weil gar nichts vorhanden ist, was ausgedrückt werden könnte! Der Verlag Kurt Wolff sammelt die meisten dieser deutschen Dichter, manche, so auch die offenkundigen planbollen Schweinereien von Corinth, der nur so nebenher etwas verrückt tut, haben zu Georg Müller in München gefunden, auch der alte Fischer in Berlin hat seit einiger Zeit sein Herz für den Expressionismus entdeckt

und gab sogar ein Sammelbuch allein für diese Kunstgattung heraus. Mancher andere deutsche Verleger machte diese Mode leider auch mit.

Eine Wohlthat ist es da, wenn ein so altangesehenes Verlagshaus wie das „Bibliographische Institut“ in Leipzig sich entschlossen hat, einen belletristischen Verlag seinem Unternehmen anzugliedern, der einzig und allein den Zweck haben soll, der aufbauenden, wahrhaft deutschen Kunst zu dienen, die vor allem dazu berufen ist, unserem Volke aus den undurchsichtigen Wirren der Gegenwart hinaus- und emporzuhelfen. Andere Verlagshäuser, die sich frei von all diesem Unrate erhalten haben (die Liste macht durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit!), sind wohl in erster Linie die „Deutsche Verlagsanstalt“ in Stuttgart, Scherl in Berlin, Grethlein und Theodor Weicher mit seiner belletristischen Abteilung in Leipzig und ganz besonders wäre hier das Haus Staackmann zu erwähnen, das seit Jahren eine bestimmte Überlieferung pflegt, dieser stets treu blieb, einen bestimmten Verlagsrahmen einhielt und im deutschen Lesepublikum ein vernehmliches Echo seiner tüchtigen Arbeit findet.

Aus der großen Flut von Romanen sollen hier nur einige, die im allgemeinen den Anforderungen, die man an einen deutschen Roman stellen muß, genügen, betrachtet werden.

Der Wiener Paul Buffon, der vor allem als entzückender Schilderer des Kleinlebens bekannt ist und als Dichter feiner Reflexionen, hat bei der „Wila“ in Wien einen Roman erscheinen lassen: F. A. G. (Friede auf Erden). Buffon ist entschieden ein großer Optimist, der sich den schließlichen Sieg Deutschlands völlig unblutig vorstellt. In seinem kühnen Zukunftsbilde, das der Roman ist, siegt Deutschland durch eine Erfindung, die auf völlig friedlichem Wege dem Deutschen Reiche zu seiner gebührenden Stellung in der Welt emporhilft und die Völker zu dem ersehnten allgemeinen Frieden bringt. Buffon zaubert ein Bild der Zukunft vor uns hin, in der Kunst, Wissenschaft und Erfahrung dem Allgemeinwohl dienstbar gemacht wird. Die Menschenliebe feiert Triumphe und das Glück blüht in der ganzen Welt. F. A. G. aber ist der geheimnisvolle Erfinder von Kleinwinzigen, elektrisch betriebenen Flugzeugen von der Größe eines mittleren Vogels, die ein ganz unglaublich verheerendes Zerstörungsmittel mit sich führen können und so eine schwere Bedrohung darstellen. Der Erfolg dieser Erfindung ist sensationell. Die Stadt Paris versöhnt sich mit den dort lebenden Deutschen, gibt ihnen ein Gelage, das zu einem allgemeinen Versöhnungsfest wird. Man sieht, der fromme Wunsch war hier der Vater des Gedankens, von der wahren Stimmung in Deutschland, die heute bereits alle Bevölkerungsschichten erfasst hat, machte sich der Autor wohl einen falschen Begriff. Schön an dem Buche ist vor allem der ethische Gedanke und eine hervorragende Technik, die viel Spannung zu erzeugen versteht und mit einer kühnen, fest zugreifenden Phantasie verbunden ist.

Bei Grethlein in Leipzig sind zwei Romane erschienen. „Gottesferne“ von Walter Bloem und „Barriladen“ von Zdenko v. Kraft. Was man an Bloems Romanen mit Recht auszu sehen hat, ist ein Mangel an künstlerischer Vertiefung seiner Charaktere, seiner ganzen Darstellungsart. Was ihn aber für das deutsche Volk unbedingt wertvoll macht, ist der innere nationale Gehalt seiner Bücher. Das hat sein großer Roman über den Krieg der siebziger Jahre bewiesen, und dies gilt auch für sein neues Buch „Gottesferne“, das seinen Stoff deutscher Vergangenheit

entnimmt, wobei es Bloem gelingt, sehr anschauliche Bilder des Mittelalters zu gestalten. Künstlerisch bedeutend höher steht der Richard-Wagner-Roman von Zdenko v. Kraft „Barriladen“. Als vierter hat sich Kraft diesen Stoff erwählt und dessen Gestaltung ist ihm bedeutend besser geglückt als seinen drei Vorgängern. Mit großer Bescheidenheit geht der Verfasser vor, bringt nur ausgewählte Quellen und Lebensdokumente Richard Wagners, gießt alles in eine ansprechende, anregende Form und ist vor allem von aufrichtiger Liebe und Begeisterung für Wagner erfüllt. Glänzend sind die Schilderungen der Umwelt, die Gestalten Schumanns, Bakunins treten besonders hervor. Auch dieser Roman wirkt vielleicht allein schon dadurch aufbauend, daß er einen der Großen unseres Volkes in den Mittelpunkt der Handlung stellt, er pflegt die bedeutenden Erinnerungen Deutschlands und ist von einer hohen Gesinnung getragen.

Große Liebe zum deutschen Vaterlande zeichnet den Roman von F. C. Corsepius, „Annemarie Zurzeit“, aus (Th. Weicher, Leipzig). Es ist die Geschichte zweier Unglücklichen, eines Kriegsstrüppels, dem der Krieg alles raubte, und einer Siechen an der Lunge, der deshalb die Mutterschaft verschlossen bleibt. Das Buch ist in einer rein sachlichen Art des Erzählens geschrieben, die einerseits wohlthuend wirkt, andererseits aber doch wieder allzu wenig Schwung besitzt. Aber das vaterländische Gefühl, das den Roman durchpulst, ist so stark und hinreißend, daß man das Buch bestens empfehlen kann. Heute, in diesen Ausnahmezeiten, ist auch eine besondere Beurteilung des Romans am Platze, die Gesinnung eines Dichters fällt da sehr schwer in die Waagschale.

Ein feines, stilles Buch, über dem ein durchaus gesunder Humor liegt, ist der Roman von Alice Berend, „Der Glückspilz“ (bei Albert Langen, München). Hier ist einmal eine Frau, der wirklich wahrer, erfrischender Humor zu eigen ist, die köstliche Schilderungen in der Gewalt ihrer Feder hat und hart neben dem Drastischen stets das Tragische bereit hält. Auf des Messers Schneide wandert ihr Held, der eifrige Sammler von Käfern und Schmetterlingen, der sich für einen ausgesprochenen Glückspilz hält, durch das Buch, versäumt über seinen Liebhabereien die Liebe seiner Frau, die seiner niemals wert war, und verschenkt sein ganzes Herz schließlich einem klugen Affen, den er sich in seiner Wohnung hält. Seine Ehe geht in Scherben, er aber findet in dem Tier seinen Freund. Wie der Professor dann einmal eines Abends den entsprungenen Affen suchen geht, hinaus in die Schneenacht und dort selbst den Tod findet, das ist von einer echten Dichterin geschrieben, die des Lesers Herz ganz in ihre Gewalt bekommen hat.

Ähnlich in gewissem Sinne ist der Roman von Hellmuth Unger, der sich bereits als Dramatiker einen guten Namen gemacht hat. „Schnurpels“ heißt das Buch (bei Th. Weicher, Leipzig). Es ist auch die Geschichte eines Einsamen, eines Menschen, der seinen Beruf verfehlt hat, mit seiner Frau, einer geborenen Schnurpels, die vor allem über eine unheimlich große Verwandtschaft verfügt, auch ein kleines Kolonialwarengeschäft mitgeheiratet hat und in dieser Luft kleinlichen Krämergeistes nicht leben kann. Etwas von einem heimlichen Dichter hat er in sich, wird aber von den Schnurpels in deren „Familientagen“ tüchtig hergenommen. Bis er sich losreißt, in die Thüringer Berge, in ein Bad, entflieht, dort nahezu ein richtiges Liebesabenteuer erlebt, aber doch wieder heimfindet zu seiner Frau

und seinen Kindern. Das alles ist mit einer gewissen stillen Behaglichkeit erzählt, mit einer Liebe für Menschen und Dinge, die einem warm ums Herz macht.

Ein ernst zu nehmendes Buch ist auch der Roman von Grete Urbankitz, „Das andere Blut“ (bei K. Wunderlich, Leipzig), der das Problem des Mischlings aus jüdischem und arischem Blut behandelt, mit einer Denkschärfe und Folgerichtigkeit, die bei einer Frau besonders auffällt. Deutlich wird an einem Menschen-schicksal gezeigt, wie verheerend das Ergebnis einer solchen Mischehe wirken kann, wie schwer ein junges Menschenleben dadurch belastet wird. Zwei Seelen wohnen in der Brust des Helden, eine deutsche, die sich rüchhaltlos an allen gegebenen Schönheiten der Welt zu erfreuen vermag, und die andere, der bohrende, zerstörende, zersetzende Intellekt, der alles zerfasert und jede Glücksmöglichkeit raubt. Es fällt manch kluges Wort über das Verhältnis der beiden Rassen zueinander. Eine sehr gute Figur des Buches ist dieser Dr. Adler, den es in tausenderlei Gesten und Namen heute in Deutschland gibt. Der kommunistische Zeitungsmann, der hinter allen möglichen politischen Umtrieben her ist und mit System an dem Bau der Vormachtstellung seines Volkes arbeitet.

Auf einen echten, ich stehe nicht an, zu sagen, großen Dichter möge dieser Aufsatz noch ganz besonders hinweisen. Das ist Johannes Thummerer, der soeben bei Grunow in Leipzig ein neues Buch veröffentlichte. „Krämer und Seelen“, ein deutscher Großstadtroman. Schon in seinen beiden vorhergehenden Büchern „Hannel“ und in der „tanzenden Familie Holderbusch“ hat Thummerer die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gezogen. Mit seinem neuen Roman aber hat er entschieden einen großen Wurf getan. Leipzig ist der Schauplatz der Handlung, und die biederen Leipziger wollen es scheinbar dem Dichter nicht verzeihen, daß er es wagte, ihre heilige „Messe“ anzutasten und diese in ein — recht nahe-liegendes — Verhältnis zu dem Krämergeist unserer Tage zu bringen. Der schreiende Gegensatz unserer Tage, der auch in diesem Aufsatz besonders betont wurde, zwischen geistigem, ideellem Leben und dem gößen Materie bildet die geistige Grundlage dieses bedeutenden Buches. Der Händler Kirmse, der sich aus kleinen Anfängen emporarbeitet, steht im Mittelpunkt der Handlung und dessen erste Frau, Pauline, die ihn verläßt und sich ein eigenes Leben zurechtzimmert. Wie Kirmse, der Händler und Schieber, reich wird, durch mißglückte Spekulation wieder verarmt und zum Spartakisten wird, das ist mit einer ganz hervorragend plastischen, realistischen Darstellungskunst wiedergegeben. Voll dieser großen Kunst ist auch das überaus anschauliche Messkapitel, das an die allerersten Vorbilder deutscher Erzählungskunst gemahnt. Prächtig gesehen in ihrem triebhaftesten, durch und durch einfachen Dasein, die Törrin Pauline, drastisch und wahr die schnoddrige Berlinerin Auguste, die sich zu Kirmse als dessen geschäftstüchtige Frau in zweiter Ehe gesellt, rührend in seiner Einfachheit das Kind Willibald aus reichem Hause, das daheim keine Liebe findet und diese anderswo suchen geht. Ein düsteres Bild entwirft das Buch, aber prächtig dargestellt, unsere Welt, unsere Zeit! Thummerer hält ihr den Spiegel vor und in der Linse seiner bedeutenden dichterischen Kraft fangen sich alle Strahlen. Schade nur, daß das Gegenspiel, die freundliche Welt, nicht gleich kraftvoll gestaltet ist. Besonders hoch einzuschätzen ist das Ethos Thummerers, das auch den hart gesehenen und gestalteten Szenen ein Gegengewicht zu verleihen vermag.

Drei Bücher des Verlages L. Staackmann in Leipzig seien auch noch besonders hervorgehoben. Da ist einmal der neue Roman von Paul Burg, „Der Wegbereiter und die Liebe“. Diesmal hat sich der Autor des erfolgreichen Leipziger Messerromans „Der goldene Schlüssel“ das Lebensschicksal des Pioniers der Eisenbahn Friedrich List zum Vorwurfe gewählt und damit ein prächtiges Lebensbild eines tüchtigen deutschen Mannes geschaffen, der — selbstverständlich, muß man leider sagen — daheim völlig verkannt wurde und besonders von einem Leipziger Konsortium, das sich dessen Idee der ersten deutschen Eisenbahn Leipzig—Dresden zu eigen machte, beispiellos vergewaltigt wurde. Betrogen wurde List um die Früchte seiner Arbeit, beiseite geschoben, er, der geniale, stürmische Geist, der sich in Amerika die ersten Lorbeeren als Erbauer von Eisenbahnen geholt hatte. Aber er fand über dem Wasser drüben keine Ruhe, es trieb ihn immer wieder in seine Heimat zurück, um dieser die Früchte seiner langen Arbeit zu schenken. Doppelt schwer wird daher die Enttäuschung, doppelt schwer die Kränkung, die man ihm zufügt. Paul Burg ist ein Schilderer, bei dem man nicht sogleich warm wird, um so stärker versteht er es aber, einen dann zu packen und mitten in den Wirbel der Geschehnisse hineinzustellen. Einen besonderen Reiz dieses schönen Buches bildet die anschauliche Schilderung des geistigen Deutschlands dieser Tage, die mit viel Liebe und Verständnis wiedergegeben ist.

Robert Hohlbäum, der Schlesiener von Geburt, erzählt uns in seinem neuen Roman, „Die Amouren des Magister Döderlein“, das Schicksal eines stets Einsamen, nirgends Rastenden, der als junger Bursche auf die Universität kommt, von dort aus durch die halbe Welt, von Amour zu Amour eilt und doch nirgends sein Glück finden kann. Meisterhaft, wie immer bei Hohlbäum, ist die historische Umwelt gemalt (der Roman spielt ungefähr um 1800), das wilde Leben auf den deutschen Hochschulen zu dieser Zeit. Blendend glüht die Fackel der französischen Revolution auf, die in packenden Szenen voll dramatischer Wucht festgehalten ist. Auch als Magister und Vater leidet es Döderlein nicht bei den Seinen, die großen Freiheitskriege reißen ihn wieder hinaus in die Welt und er fällt auf dem Schlachtfelde. Vielen Amouren lebte er, seiner größten Liebe aber starb er, der Liebe für sein deutsches Vaterland! Mit diesem schönen Schlußgedanken entläßt der Dichter seine Leser.

Karl Hans Strobl, der seinen neuen Roman „Gespenster im Sumpf“ (ein phantastischer Wiener Roman) betitelt, ist ein Tausendkünstler, der mit einer beispiellosen erzählerischen Begabung ausgerüstet, jeden Stoff bezwingt. In unserem Gedächtnis ist noch seine prächtige Bismarck-Triologie. Nun hat er sich die Zukunft Wiens, das völlige Ende dieser schönen Stadt als Vorwurf genommen und in phantastischen Bildern voller Grauen und Wucht gemeistert. Besonders sympathisch bei Strobl ist es, daß auch hinter seinen oft scheinbar verschrobenern Einfällen immer ein ganzer Mensch steht, der uns etwas zu sagen hat. Wien ist in seinem Roman eine völlige Ruinenstadt geworden, in der nur mehr Verbrecher und Narren hausen. Ein Krüppel hat sich an ihr gerächt für erfahrene Leid, indem er ein Mittel erfand, um alle Gehirne zu vergiften. Sein eigentlicher Antrieb aber ist Laib Meische Seelenheil, ein galizischer Jude, der auch seine Rache an dieser Stadt befriedigen will und sich rühmt, sie umgebracht zu haben. Eine Figur von leicht erkennbarer Symbolik. Und daneben reihen sich

kühne Bilder des Grauens, die eine erschütternde Sprache reden. Strobl meistert das alles mit einer virtuosen Geschicklichkeit, bleibt aber stets über seinem Stoffe.

Damit sei der Reigen beendet. Es gibt einen deutschen Roman, einen gesunden und dabei doch künstlerisch hochstehenden, einen Roman, der die Kräfte aufzeigt, die im deutschen Volke an der Arbeit sind, von innen aus einen Genesungsprozeß durchzuführen. Man verschone uns nur mit dem lauten Getriebe einer Clique, die sich einbildet, den modernen Roman, die Kunst überhaupt, für sich allein gepachtet zu haben, und deren ganzes Schaffen nichts anderes ist, als eine atemlose Heße hinter Sensationen, ein küsternes Spiel auf den Saiten der Sexualität. Eine derartige Bereicherung unseres deutschen Schrifttums aber sei dankend und energisch abgelehnt.



Weltspiegel

Athen und London. Aber die tieferen Ursachen des Regierungswechsels in Griechenland sind noch keine authentischen Nachrichten zu bekommen und diejenigen griechischen Persönlichkeiten, die sie liefern könnten, tun dies schon deshalb nicht, weil es noch nicht einmal feststeht, ob der Wechsel des Regimes auch einen wirklichen Umschwung der griechischen Außenpolitik bedeutet. Die aufgetauchten Nachrichten über Truppenmeutereien in Kleinasien wird man vorderhand mit äußerstem Mißtrauen aufzunehmen haben und anscheinend geht in den leitenden Kreisen Athens eine starke Strömung darauf aus, zwar, schon im Interesse nationaler Selbständigkeit, König Konstantin zurückzurufen, aber die Errungenschaften des Kriegees nicht fahren zu lassen. Im Grunde wäre damit nur der letzte Schritt zur Krönung der venizelistischen Politik getan: Griechenland zur nicht nur großen, sondern auch selbständigen Mittelmeermacht werden zu lassen. Dadurch würde vor allem Italien einen auf die Dauer recht gefährlichen Rivalen bekommen, besonders wenn die Griechen, soweit es tunlich wäre, auf eine sehr kostspielige gewaltsame Befestigung ihres so rasch angewachsenen Machtbereichs verzichteten und die dabei ersparten Mittel anderweitig nutzbar machen würden. Eine Internationalisierung Smyrnas z. B. würde Griechenland, abgesehen von ideellen Gesichtspunkten wesentliche Nachteile kaum bringen, und auch bezüglich Thraziens könnte es ihnen genügen, wenn es in irgendeiner Form Bulgarien entzogen bliebe. Natürlich sind die Italiener viel zu klug, sich irgendein Mißbehagen anmerken zu lassen; sie wissen sehr wohl, daß eine innere und äußere Konsolidierung Griechenlands, solange das entwaffnete Bulgarien zwar in Fragen des Zugangs zum Ägäischen Meer zu Griechenland in starkem, durch Frankreich heimlich verstärktem Gegensatz steht, jedoch als Machtfaktor auf dem Balkan augenblicklich selbständige Bedeutung kaum besitzt, die Südslaven trotz aller inneren, namentlich auch infolge des Wahlausfalles von Kroatien ausgehenden Hemmungen ihrem Einfluß zugänglich machen und zu weiterem Ausbau der im Vertrag von Rapallo vorgesehenen italienisch-südslawischen Annäherung treiben muß, und es ist möglich, daß man in Italien schon jetzt für den Balkan eine ähnliche Politik ins Auge faßt, wie sie England Deutschland und Frankreich gegenüber verfolgt: bei scheinbarem Desinteressement und unter dem Gesichtspunkt der Erhaltung des Friedens einen Gegner gegen den anderen auszuspielen. Es darf nicht übersehen werden, daß diese Politik einstweilen durch die Bestrebungen Frankreichs, Bulgaren und Südslaven in der mazedonischen Frage einander anzunähern, absichtlich oder unabsichtlich Unterstützung erhält. Auch in der türkischen Frage ist eine Annäherung Frankreichs an Italien zu verzeichnen, nicht umsonst wird auf der Durchreise nach London Graf Sforza bei Millerand Station